

Verwirrung oder Hilfestellung?

Das schwierige Verhältnis von Wissenschaft und Jugendschutz

Folgt man der Studie *Das Weltbild des Fernsehens* von Helmut Lukesch, so hat der Jugendschutz in den letzten Jahren wenig bewirkt. In Verbindung mit seiner Analyse des Forschungsstands der Gewaltwirkungsforschung zeichnet Lukesch ein finstere Bild, kommt er doch zu dem Ergebnis, mediale Gewalt bewirke reale Gewalt. Michael Kunczik, der Lukeschs Studie analysierte, lässt an der Untersuchung allerdings kaum ein gutes Haar. Zusammen mit der Reaktion von Lukesch auf die Analyse Kuncziks bleiben verwirrte Jugendschützer zurück. Gibt es in der Wissenschaft differenzierende Aspekte für den Jugendschutz? *tv diskurs* sprach mit Jürgen Grimm, Professor für Kommunikationswissenschaft, und Peter Vitouch, Professor für Psychologie, beide an der Universität Wien.

Literatur:

Vitouch, P.:
Fernsehen und Angstbewältigung. Zur Typologie des Zuschauerhaltens. Opladen 1993.

Grimm, J.:
Fernsehgewalt. Opladen 1999.

Lukesch, H./Bauer, C./Eisenhauer, R./Schneider, I.:
Das Weltbild des Fernsehens. Eine Untersuchung der Sendungsangebote öffentlich-rechtlicher und privater Sender in Deutschland. Regensburg 2004.

Jürgen Grimm (links)
und Peter Vitouch



Helmut Lukesch stellt eine Inhaltsanalyse mit dem Titel *Das Weltbild des Fernsehens vor. Ist dieser Anspruch nicht ein wenig hochgegriffen?*

Peter Vitouch (PV): Es ist problematisch, denn diese Inhaltsanalyse ist als Momentaufnahme zu sehen, die noch dazu verzerrende Elemente hat, weil auch die Einteilung in Kategorien nicht absolut objektivierbar ist und somit bestimmte Sichtweisen beinhaltet. Es entsteht Zahlenmaterial, das eine Objektivität suggeriert, die der Untersuchung aber nicht wirklich innewohnt – ganz abgesehen davon, dass dieses Material und seine Auswirkungen auf die Rezipienten sehr differenziert gesehen werden müssen, es keine lineare Richtung hat.

Jürgen Grimm (JG): Die Untersuchung steht in einer US-amerikanischen Forschungstradition, die dort seit den 60er Jahren von Gerbner praktiziert wurde. Gerbner allerdings hat etwas bescheidener von Weltbildaspekten gesprochen. Er vermutete beispielsweise, bestimmte Angst machende Aspekte des Fernsehens würden vom Zuschauer auf die Dauer entsprechend übernommen. Aber generell muss man natürlich sagen, dass es nicht möglich ist, das Weltbild des Fernsehens per Inhaltsanalyse zu ermitteln. Man definiert einzelne Aspekte als Indikatoren, die letztendlich definitionsabhängige Setzungen sind, die auf die eine oder auf die andere Weise gemacht werden können. Insofern hat ein Objektivitätsanspruch hier überhaupt nichts verloren.

Bei FSK, FSF oder der Bundesprüfstelle wird in Gremien entschieden. Bei Lukesch reicht der Codierer, der Filme, die nicht indiziert sind, als indizierungswürdig einordnet, um damit weiterzurechnen.

JG: Man kann prinzipiell jede Inhaltsanalyse unter dem Gesichtspunkt kritisieren, dass entsprechende Kategorien gebildet und andere weggelassen wurden. Letztendlich handelt es sich bei der Bewertung der „Indizierungswürdigkeit“ um eine Ratingskala, die natürlich im Bereich der Inhaltsanalyse normalerweise die Reliabilitätskriterien nicht erfüllen kann, da man Grundübereinstimmungen von einem bestimmten Prozentsatz haben muss, der bei

Ratingskalen in der Regel gar nicht einlösbar ist. Dazu kommt noch die berechtigte Frage, was eigentlich die Kompetenz der Codierer ausmacht. Selbst wenn sie übereinstimmen würden, könnten sie sich ja in bestimmten Vorurteilen treffen.

Man kann allerdings versuchen, anhand von Inhaltsanalysen bestimmte programmliche Realitäten abzubilden. Der Autor bestreitet auch gar nicht, dass die Studie insgesamt eine Tendenz erkennen lässt. Er gehört zu denen, die grundsätzlich den Medien eine antisoziale Wirkung zuschreiben. Die wesentliche Botschaft lässt sich in der Behauptung zusammenfassen, dass Fernsehen gefährlich und aggressionssteigernd sei. Genau diese Debatte wird seit spätestens den 30er Jahren in der amerikanischen Kommunikationswissenschaft und Psychologie mit großer Ausdauer und bescheidenem Erkenntnisgewinn geführt. Meiner Meinung nach ist sie jetzt nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit. Die Forschung ist in eine andere, differenziertere Richtung gelaufen.

PV: Vor allem stört mich in diesem Zusammenhang der Wirkungsbegriff, weil im Grunde genommen Material untersucht wird, das ein bestimmtes Bild liefert. Welche Wirkung dieses Material schließlich hat, liegt nicht an dem Material allein. Dabei müssten andere Forschungsansätze berücksichtigt werden, die wir schon seit längerer Zeit verfolgen. Die Wirkung dieses Materials entsteht erst in der Interaktion mit den Rezipienten.

Wie ernst sollte der Jugendschutz diese Untersuchung nehmen, welche Hinweise könnten für die Praxis darin liegen?

JG: Meine Kritik richtet sich erstens darauf, dass Lukesch seine Inhaltsanalyse wie Gefährdungstatbestände präsentiert, die aber über die wirklichen Gefahren schon aus prinzipiellen methodischen Gründen nichts aussagen können. Zweitens – und dies ist noch gravierender – beschränkt er sich auf eine sekundäranalytische Auswertung von Rezeptions- und Nutzungsstudien innerhalb eines pauschalisierenden Fragehorizonts: Wirkt das Fernsehen in toto nun aggressionssteigernd oder nicht? Was nützt es aber zu sagen, Film oder Fernsehen sind generell gefährlich, wenn der Filmprüfer jeden Tag konkret entscheiden muss, einen

Film zu reglementieren oder nicht. Das braucht ein Wissen, welches erlaubt, zwischen riskanten und weniger riskanten Inhalten zu unterscheiden. Genau dieses Wissen liefert Lukesch nicht, und deswegen halte ich es auch für unzuverlässig, aus seiner Studie auf konkrete Risiken zu schließen.

PV: Ich vergleiche das oft mit den Problemen, die der Umweltschutz hat, wo es darum geht, bestimmte Risikogrenzen zu ziehen, die größtenteils absolut beliebig sind, und wo man sich auf bestimmte Werte einigt und hofft, dass ein möglichst großer Teil des Risikos damit ausgeschaltet ist. Es ist immer so, dass es Menschen gibt, die sensibler in Bezug auf bestimmte Stoffe reagieren und dann viel früher unter der Belastung leiden. Menschen, die vielleicht noch andere Krankheitssymptome haben, welche sich gefährlich summieren. Schwierig ist es auch dort, eindeutige Grenzwerte aufzuzeigen. Die Interaktion ist notwendig, und es ist unerlässlich, Fälle individuell zu betrachten.

In den meisten Studien untersucht man die Korrelation zwischen Vielsehern von Gewalt und deren realer Neigung zu Gewalt.

PV: Man muss sich fragen, warum jemand zum Vielseher wird? Welche Voraussetzungen gibt es dafür, dass diese Person zum Vielseher wird und ist in diesen Voraussetzungen nicht schon die Reaktion, die man misst, impliziert? In diesem Falle gibt es keine Wirkung.

JG: Die Korrelation zwischen Fernsehkonsum und Aggression, die diese Studien ergeben, ist mehrfach deutbar. Es ist der Zusammenhang einer Variable A mit einer Variable B. Dieser lässt keine Aussage darüber zu, was die Ursache und was die Wirkung ist. Es gibt immer mindestens vier mögliche Interpretationen: Erstens: A verursacht B, zweitens: B verursacht A. Drittens: Es gibt eine Interaktion zwischen A und B. Es ist viertens auch möglich, dass es eine dritte Variable gibt, die beide beeinflusst, dann besteht überhaupt kein direkter Zusammenhang zwischen A und B. Das ist diesen Korrelationskoeffizienten grundsätzlich nicht anzusehen, insoweit ist es eigentlich auch unzulässig, Korrelationen in Querschnittsanalysen als Kausalität, in welcher Richtung auch immer, zu interpretieren.

Bei allen Untersuchungen werden die bevorzugten Gewaltsendungen weder qualitativ noch vom Genre her differenziert. Das würde nur Sinn machen, wenn man jeder Gewaltdarstellung die gleiche Wirkung unterstellt.

PV: Wir müssen uns fragen: Warum schauen Kinder und Erwachsene Gewalt überhaupt gerne an? Niemand wird dazu gezwungen. Ich denke, mit Gewalt sind andere Faktoren gekoppelt, wie zum Beispiel: Diejenigen, die Gewalt ausüben, haben Kompetenz, sie besitzen Handlungsmöglichkeit, sie haben Macht. Das ist das Gegenteil von Hilflosigkeit. Könnte es nicht so sein, dass Menschen, die unter Hilflosigkeit leiden, die einen Mangel an Kompetenz und Einflussmöglichkeiten verspüren, Gewaltinhalte anschauen, um für einige Zeit an dieser Kompetenz mit zu naschen? Das sind Untersuchungen, die ich schon vor mehr als zehn Jahren durchgeführt habe: Schauen sich Menschen Gewalt an, weil sie entweder Kompetenzverluste empfinden oder weil sie Schwierigkeiten mit der Angstbewältigung haben? Der Umgang mit Angst ist etwas, was man als Individuum von klein auf erlernt. Ich konnte in Untersuchungen empirisch zeigen, dass diejenigen, die sehr viele derartige Gewaltsendungen anschauen, nicht die Tapfersten oder Gewalttätigsten sind, wie immer vermutet wird.



JG: Das ist eine Übereinstimmung mit unseren Forschungsergebnissen. Wir haben das in den späten 90er Jahren systematisch untersucht. Es gibt ein paar generelle Effekte, die sich bei allen Gewaltszenarien als Wirkungen nachweisen lassen. Einer der konstantesten Befunde ist die Zunahme der internalen Kontrollenerwartung. Es ist unter motivationspsychologischen Gesichtspunkten viel plausibler anzunehmen, dass sich jemand solche Gewaltfilme anschaut, um seine internalen Kontrollenerwartung zu steigern, weil er dadurch selbstbewusster wird und er Handlungskompetenz erwirbt, als anzunehmen, dass er sich die Filme anschaut, um möglichst aggressiv zu werden, weil es so wunderbar ist, in Wut zu verfallen und andere zu verprügeln. Kennen Sie ein solches Motiv: Ich möchte gerne aggressiver werden, weil das so prima ist? Ich habe den Eindruck, aus psychologischer Sicht wäre das eher umgekehrt begründbar.

PV: *Es gibt auch eindeutige Ergebnisse, was die Kontrollenerwartung betrifft. Der Drang, etwas bewirken zu können, ist für Menschen etwas ganz Wesentliches. Jeder möchte gerne den Zusammenhang erkennen zwischen seinen Handlungen und den Konsequenzen, die diese Handlungen hervorrufen. Bleiben die Handlungen vollkommen konsequenzenlos, dann lebt man an der Gesellschaft vorbei. Das ist belastend. Seligmann hat das sehr schön mit der gelernten Hilflosigkeit beschrieben, die letztendlich zu Apathie und Depressionen führt. Menschen versuchen natürlich, dies zu vermeiden und Kompetenz zurückzubekommen, wobei meiner Meinung nach Medien Kompensationsmöglichkeiten bieten. Diese Möglichkeiten werden aber von verschiedenen Rezipienten ganz unterschiedlich genutzt.*

JG: Peter Vitouch hat das Konzept der Angstbewältigung und des Angstmanagements in die Mediengewaltdiskussion eingeführt, mit gutem Recht. Ich habe davon auch deutlich profitiert und versucht, diese Linie zu systematisieren und weiterzuentwickeln. Daraus wurde dann die *Gefühlsmanagementthese*. Die grundlegende Frage ist: Warum wenden sich Menschen bestimmten Inhalten zu? In Bezug auf Angst ist es schon deutlich gemacht worden. Sie haben offenbar ein Angstkontrollbedürfnis, weil sie übermäßig ängstlich sind. Es ist längst nachgewiesen, dass Horrorfilmfans

überproportionale Ängstlichkeit mitbringen. Ich versuchte dann, dies experimentell zu überprüfen und habe den überdurchschnittlich ängstlichen Horrorfilmfans entsprechende Horrorszene vorgespielt. Mehr als andere waren sie in der Lage, ihre Ängstlichkeit zu reduzieren bzw. zu kontrollieren, woraus dann, wenn man es zusammenbringt, ein starkes Argument wird, um diesen Zusammenhang zwischen Ängstlichkeit und Konsum von Horrorfilmen zu erklären. Es gibt ein Übermaß an Ängstlichkeit, das irgendwie ein Problem darstellt für die Person. Die Person will damit umgehen und versucht nun, über Horrorfilme eine gewollte Abstumpfung bewusst herbeizuführen, sozusagen ein Training im Umgang mit der Angst, was letztendlich die Angstbewältigung erleichtert. Etwas Ähnliches lässt sich auch für den Umgang mit Aggression und den Umgang mit Einfühlungsstress zeigen, die beide ebenfalls zu einem spezifischen Mediennutzungsverhalten führen, das die Kontrollfähigkeit gegenüber diesen Emotionen erhöhen soll.

PV: *Als Ergänzung: Die Medien eignen sich deswegen so gut dafür, weil man da eine permanente Kontrollmöglichkeit hat. Man kennt sich aus, entwickelt spezielles Wissen und kann letztendlich immer abschalten.*

Neben der gewaltorientierten Story spielt auch eine Rolle, wie detailliert Gewalthandlungen dargestellt werden. Ist es im Hinblick auf die Wirkung problematischer, Gewalt auszumalen oder die schlimmsten Aspekte wegzulassen?



JG: Es gibt bereits Schnittexperimente von Tannenbaum aus den 70er Jahren, bei denen die expliziten Gewaltdarstellungen herausgeschnitten wurden. Dann hat man geschaut: Was ist aggressionssteigernder, der Film mit der gezeigten Gewalt oder der mit der Lücke? Das Ergebnis: Jener mit der Lücke war aggressionssteigernder. Hier liegt auch einer der Gründe, weshalb Alfred Hitchcock in seiner berühmten Szene in *Psycho*, wo die Frau beim Duschen erstochen wird, nicht gezeigt hat, wie das Messer einsticht – und trotzdem glaubte jeder, es gesehen zu haben. Warum? Weil der Zuschauer das in seiner eigenen Phantasie ergänzt. Lässt man solch eine Lücke, verstärkt man unter Umständen ungewollt den Effekt. Im Hinblick auf den Jugendschutz ist es daher keine prinzipiell zu befürwortende Möglichkeit, das Gewaltdetail einfach herauszuschneiden. Allerdings ist das Schneiden von Gewaltdetails noch nicht systematisch genug untersucht worden, um eine allgemeine Aussage zu rechtfertigen. Hierzu wären weitere Experimente erforderlich, bei denen der Gestaltungsfaktor *explizites Zeigen von Gewalt* versus *impliziten Formen von Gewaltdarstellung* variiert wird. Ein solches Wissen ist für den Jugendschutz – im Unterschied zu den generell alarmistischen oder generell verharmlosenden Medienwirkungsansätzen – sehr wohl relevant.

Während der Nazizeit, als es in Deutschland sehr grausam zugeht, gab es vergleichsweise viele gewaltfreie Filme; in der heutigen, relativ friedlichen Gesellschaft ist fiktionale Gewalt gefragt. Kompensieren Filme das, was man gerade nicht hat?

JG: In einer generellen Sicht kann man das schon so sagen. Wir haben das auf der Ebene von Individuen diskutiert: Es gibt welche, die ängstlich sind und sich dann bestimmten Medieninhalten zuwenden. Es gibt welche, die aggressiv reagieren und Actionfilme präferieren. Es gibt auch immer eine alternative Strategie im Umgang mit demselben Gefühlsproblem. Wir kennen das aus dem Bereich der Angstforschung: Die *Sensitizer* konfrontieren sich mit dem, was ihnen Probleme macht und wollen möglichst viele Informationen darüber haben. Die *Represser* dagegen versuchen, ihre Angst dadurch zu bewältigen, dass sie allen Informationen, die sie irgendwie verängstigen könnten, aus dem Wege gehen. So könnte man das auch auf einer gesellschaftlichen Ebene sehen: Es gibt Phasen, in denen Gesellschaften, die ein Gewaltproblem haben, die Medien benutzen, um einen inneren Diskurs zu führen, der einfach eine Beschäftigung mit diesem für die Gesellschaft relevanten Thema gestattet. Aber ich kann mir auch eine andere Situation vorstellen – vor allem, wenn sich eine Gesellschaft im Krieg befindet. Dann funktioniert dieses Modell des inneren Diskurses nicht mehr, die Medien funktionieren eher kompensatorisch im Sinne der represserfunktionalen Strategie *Vermeidung des Gewalttätigen*. Das ist von historischen und kulturellen Bedingungen abhängig.

Lukesch vertritt in seinem Buch die Auffassung, dass Fernsehgewalt durchaus in der Lage ist, aus einem friedlichen Menschen einen Gewalttäter zu machen. Welche Gruppen sind in dieser Hinsicht am meisten gefährdet?

JG: Ich kann aus der Sicht meiner eigenen Forschung sagen, dass die beliebte These, vor allem hochaggressive Menschen würden durch mediale Gewaltdarstellungen eine Aggressionssteigerung erfahren, nicht belegbar ist, sondern im Gegenteil. Ich habe vorhin versucht, dies auch schon motivationspsychologisch zu erklären: Die, die hochaggressiv sind, haben in der Regel kein zusätzliches Motiv, ihre Aggression weiter zu steigern, weil es für sie zusätzliche Probleme bringen würde. Also ist es durchaus plausibel, anzunehmen – was wir auch aus der Diskussion über die Gewalttätig-



keit junger Frauen kennen – dass diejenigen, die traditionell ein geringes Aggressionsniveau haben und vielleicht deshalb auch in gesellschaftliche Situationen kommen, in denen sie sich bedroht fühlen, gewalttätig werden. Insofern ist es nicht unplausibel, was Lukesch sagt, dass nicht nur die problematischen, bereits hochaggressiven Gruppen beeinflusst werden. Ich würde sogar sagen, dass man das umdrehen könnte. Die Niedrigaggressiven werden aufgrund der Rezeption von Mediengewalt viel eher ihre Gewaltdisposition erhöhen. Aber die Frage ist natürlich, ob es für die Gesellschaft problematisch ist, wenn ein schwachaggressiver Mensch ein bisschen aggressiver wird.

PV: Wenn ich es gesamtgesellschaftlich sehe, dann würde ich die Habituationsthese ins Spiel bringen, nämlich, dass man eben durch eine gewisse Menge an Gewalt in den Medien doch trainiert wird auf Gewöhnung. Man erträgt bestimmte Dosen von Gewalt und gewöhnt sich dadurch daran, so dass man nicht mehr so sensibel dafür ist, wenn im täglichen Leben plötzlich Gewalt auftaucht. Hinzu kommt, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der Konkurrenz und Wettkampf groß geschrieben werden. Wo ist da die Grenze zu Aggression im Einzelfall? Da dürfen wir nicht sagen, Aggressionsprobleme finden nur in den Medien statt. Auch unsere Jugendlichen werden explizit auf Leistung und Wettbewerb getrimmt. Beim Wettbewerb wird im Grunde verschleiert, dass es immer einen Gewinner und einen Verlierer gibt. Es wird nur über den Gewinner gesprochen. Der Verlierer wird schon damit zurechtkommen. Das sind alles Aspekte, bei denen ein Rad ins andere greift.

Im Bereich des Jugendschutzes wird die Meinung vertreten, dass die sozial-kognitive Lerntheorie von Bandura besonders gut geeignet sei, um diese Effekte zu erklären.

JG: Ich zähle mich eher zu den Bandura-Kritikern. Das Problem war aus meiner Sicht, dass er von linearen Wirkungsvorstellungen ausgeht, dass ich ein Modell zeige und dies dann imitativ adaptiert und schließlich übernommen wird. Was dabei nicht berücksichtigt wird, ist so etwas wie *negatives Lernen*. Also, ich zeige etwas, was in negativer Weise wirkt, und die Wirkung ist nicht, das

zu imitieren, sondern es zu vermeiden. Zumindest in dieser Hinsicht ist Bandura ergänzungsbedürftig.

PV: Ich verteidige Bandura, weil er viel zu oberflächlich interpretiert wird. All die Kritikpunkte, die gegen ihn angeführt wurden, hat er in seinen fünf Büchern über Lerntheorie abgehandelt. So zeigt er beispielsweise eindeutig auf: Je ähnlicher die Situation, die ich im Modell beobachte, dem eigenen Lebenskontext ist, desto eher werde ich diese Situation imitieren. Das ist beim Fernsehen so gut wie nie oder kaum der Fall. Trotzdem haben alle die Lerntheorie linear interpretiert und behauptet, das Fernsehen sei das Modell. Ironisch zugespitzt hieße das: Wenn der Seeräuber einen anderen ersticht und ein Kind schaut zu, dann wird es, wenn es irgendwann einmal auf einem Seeräuberschiff kämpft und einen Säbel mit sich trägt, zustechen. Sonst nie.

JG: Das ist alles zutreffend. Bandura ist von seiner ursprünglichen These des *Imitationslernens* zum *Modelllernen* gekommen. Dabei war es eine wesentliche Entwicklungsstufe, die Bedingungen zu differenzieren, unter denen das *Imitationslernen* wahrscheinlicher ist oder nicht. Er geht von einer Vorstellung aus, dass ich etwas zeige, was möglicherweise übernommen wird. Jetzt differenziere ich empirisch die Bedingungen, unter denen das wahrscheinlich oder weniger wahrscheinlich ist. Mir geht es nicht darum, diese Differenzierung zu leugnen. Mir fehlt bei Bandura ganz einfach der Aspekt des *negativen Lernens*, also die Möglichkeit, dass ich aus dem handelnden Modell ableite: „So mache ich es nicht“, „Genau das will ich vermeiden“. Bandura differenziert nur die Wahrscheinlichkeiten, mit denen eine vorge-



gebene Lernrichtung: „So mache ich es“ eintritt oder nicht. Aber das Fundamentale ist doch, dass ich aus einem gezeigten Modell grundsätzlich immer mindestens zwei Konsequenzen ziehen kann. Wir haben Untersuchungen zu *Talkshowmotiven* gemacht. Warum schauen sich die Leute solche Sendungen an? Es spielt offenbar ein gewisses Orientierungsbedürfnis die Rolle, es geht um Alltagsthemen wie Beziehungen und so weiter. Aber das Hauptmotiv ist nicht etwa, dass die Zuschauer da Vorbilder oder Ähnliches vorfinden, sondern dass es Leute gibt, von denen man sich abgrenzen kann. Die Talkshowgäste verhalten sich in Situationen gerade so, wie man es als Zuschauer selbst nicht möchte, beispielsweise Unterschichtsangehörige, die versuchen, mit Alkohol ihr Arbeitslosenproblem zu lösen. Die Zuschauer sagen: „Nein, so machen wir es nicht“ – und das ist dann negatives Lernen. Oder ich zeige einen Kriegsfilm, *Der Soldat James Ryan* zum Beispiel, und ziehe für mich als Zuschauer mit mehr oder minderer Wahrscheinlichkeit am Ende den Schluss: „Krieg ist schrecklich“, „Krieg möchte ich vermeiden.“ Natürlich hat der Zuschauer auch die Möglichkeit zu sagen: „Krieg ist prima, da mache ich mit.“ Das wäre dann im Sinne von Bandura Modelllernen, wahrscheinlich ist das aber im Falle von Gewaltdarstellungen nicht.

Nach Bandura ist Lernen an die positive Akzeptanz des Modells und an den Erfolg der Gewalthandlung gebunden. Auch die Erwartung, ob die Gewalt letztlich ungestraft bleibt, spielt eine große Rolle. In den meisten Filmen geht die Gewalt vom Bösen aus und wird benutzt, um darzustellen, wie grausam der Böse ist, dass der Kampf des Helden gegen ihn gerechtfertigt ist...

PV: Ja, das ist richtig. Es gibt aber noch einen anderen Punkt. Dabei geht es um die Konsequenzen von Gewalthandlungen. Ich plane eine Untersuchung darüber, welche Effekte es hat, wie unverletzt Hollywoodschauspieler aus Schlägereien und derartigen Dingen herauskommen, obwohl jeder weiß, welche Konsequenzen ein Faustschlag aufs Auge eigentlich hat und wie das Opfer nach kürzester Zeit ausschaut. Das ist der Punkt, den ich für sehr gefährlich halte. Da geht es nicht darum, wer Täter und

Opfer ist, sondern um die gefährliche Botschaft, dass man auf Menschen einschlagen kann, ohne dass etwas passiert.

JG: Wenn es eine Ästhetik der Gewalt gibt, die Modelllernen im Sinne von Bandura wahrscheinlich macht, dann ist es eine Form der ästhetisierten Gewalt, die die Wirkung am Opfer eher ignoriert. Das haben wir auch bei Kampfsportfilmen untersucht. In einem Fall sind die Kombattanten spielerisch miteinander umgegangen und es gab keine besonderen Verletzungen beim Opfer. Im anderen Fall untersuchten wir die *schmutzige Gewalt*, bei der es regelüberschreitend Verletzte gab, einer kam sogar zu Tode. Eine aggressionshemmende Wirkung war bei der ästhetisierten Variante nicht festzustellen. Es ging nicht so weit, dass sie dann wirklich aggressionssteigernd wirkte, aber andersherum haben die Blutszenen einen hemmenden Effekt ausgeübt. Schneidet man das heraus und entfernt alles, was an der Gewalt irritiert, dann schützt man die Gesellschaft vielleicht vor unangenehmen Empfindungen, aber nicht vor möglicher Gewalt.

Actionfilme arbeiten damit, dass sie durch die Gewaltdetaillierung einen Hass gegenüber dem Bösen entwickeln, was später dadurch aufgehoben wird, dass der Böse vernichtet wird.

JG: Ich habe das *Standarddramaturgie* genannt, dass man in der Tat einen Bösewicht hat, der eine Regelverletzung begeht. Dann gibt es einen Helden, der darauf reagiert, um die Gemeinschaft zu beschützen, und in der Regel als Happy End, dass der Held den Bösen besiegt. Das ist eine monomythische Grund-



struktur, die ganz weit über die Filmgeschichte hinausreicht, die man in allen möglichen kulturellen Kontexten findet. Offenbar ist das eine Konstante der Kulturgeschichte, die eine Grundfunktion der Gemeinschaften erfüllt. Es geht einfach darum, wie Gemeinschaften Herausforderungen und Bedrohungen bestehen, und offenbar werden in vielen Kontexten Heldenfiguren benötigt. Die stellen wiederum ein Problem dar, weil die Gemeinschaft die Sonderstellung des Helden auch als Bedrohung erleben kann. Also eine Legitimierung von Gewaltanwendung, die normalerweise geächtet werden würde.

Problematisch wird es, wenn der Held, unterstützt von der Emotion des Zuschauers, Gewalt anwendet, die über das hinausgeht, was eigentlich zum Bekämpfen des Bösen nötig wäre.

JG: Das würde ich auf jeden Fall unterstützen, weil – betrachtet man es in einem generellen Kontext – unsere Form der Staatlichkeit ein Gewaltmonopol beinhaltet, das den Krieg jeder gegen jeden, also den permanenten Bürgerkrieg beendet hat. Damit verbunden ist nun leider das Problem eines exzessiven Gebrauchs der staatlichen Gewalt. Deshalb wurde der Rechtsstaat erfunden, in dem das Prinzip der Verhältnismäßigkeit gilt. Die Polizei darf nicht unter allen Bedingungen jeden erschießen, den sie für einen Verbrecher hält, auch wenn das im Eifer des Anti-Terrorkampfes gelegentlich geschieht. Man versucht also, die an den Staat delegierte Gewalt zu reglementieren und für die Gemeinschaft erträglich zu machen. Damit soll auch die Gewalt in der Gesellschaft selbst eingegrenzt werden, da exzessive Staatsgewalt gewalttätige Gegen-

reaktionen provozieren würde. Ich glaube, dass Filme das in gewisser Weise mitkultivieren, aber es auch in die falsche Richtung untergraben können.

PV: Das ist das Interessante: Der Held kann sich aus diesen Regeln, zumindest zeitweise, heraussprengen, denn er hat die übermäßige Kompetenz. Die Frage ist dann: Wie geht der Held damit um? Stellt er sich total außerhalb oder kehrt er in die Gemeinschaft zurück?

Welche Art von Filmen beinhaltet nach Ihrer Meinung für den Jugendschutz das größte Wirkungsrisiko?

PV: Es ist eine spezielle Vermischung von realen und nicht realen Aspekten: Die Ausführungsaspekte der Gewalt werden detailgetreu zelebriert, die Wirkungen am Opfer jedoch völlig unrealistisch vernachlässigt. Problematisch ist auch eine Heldenmythologie, die nicht aufgelöst, sondern perpetuierend als sich ständig wiederholende Bedrohung aufgeführt wird. Der Aspekt der Paranoia, aus der Gesellschaft heraustreten zu dürfen und dann unkontrolliert zu sein und der Aspekt, dass das Ganze hyperrealistisch dargestellt wird, mit Ausreißern, die dann gar nicht mehr auffallen.

JG: Ich möchte vollkommen zustimmen und noch einen Aspekt hinzufügen: Es gibt die Situation, in der man sich über bestimmte Personen moralisch so empört, dass man selbst gewalttätig wird. Das ist besonders gefährlich, weil es subjektiv das Gefühl der moralischen Berechtigung vermittelt. Wenn diese mit einem Feindbild zusammentrifft, dann ist jeder Mensch bis zu einem gewissen Grad bereit, Gewalt auszuüben. Ich denke an die Situation, dass ich einen Kindesmissbrauch zeige und dann als Täter einen fremdländischen Bösewicht konstruiere, der dadurch als Feindbild angeboten wird. Es sind besonders empörungswürdige Taten plus glaubwürdige Feindbilder, die die Menschen enthemmen. Kommt dann zusätzlich noch ein Vorbild dazu, wäre das eine weitere Verstärkung. Doch das Entscheidende sind die Empörung und das Wissen, wer Schuld hat.

Das Interview führte Joachim von Gottberg.

